



12. *Ob in der Gemeinde außer der Bibel und dem Gesangbuche noch andere Erbauungsbücher gelesen werden und welche?*

Obgleich ich mir der Gefahren bewusst bin, welche die Weitschweifigkeit – zumal in unserem Jahrhundert des mehrbändigen Schrifttums – mit sich bringt, so komme ich doch nicht umhin, Ihre Frage in den Zusammenhang der generellen Lektüresituation vor Ort zu stellen, schließlich soll die Sache im rechten Lichte erscheinen und Ihnen kein falsches Bild von dem, was ich hier mit Worten zu zeichnen versuche, präsentiert werden.

Lassen Sie es mich daher zunächst einmal so formulieren: Wäre ich gezwungen, Rechenschaft darüber abzulegen, welches Ereignis, welcher Umstand mich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft an diesem scheinbar entlegenen Ort am meisten erstaunt, ja regelrecht betroffen gemacht hat, so würde meine Antwort nicht auf den Kirchbrand lauten, so schrecklich dies auch klingen mag. Meine, wenn Sie mir diesen Ausdruck gestatten, *Distanz* erwuchs dabei keineswegs der Tatsache, dass ich dem Unglück selbst nicht beigewohnt habe, schließlich gibt es mit der Schänke, in der ich seit nunmehr exakt einhundert Tagen einquartiert bin, einen ganz gegenteiligen Umstand, der ansonsten gewiss ein Anrecht auf das allergrößte Erstaunen hätte. Nein, was mich vor allem erstaunt, ja geradezu bestürzt hat, war die Tatsache, dass die verbreitete – und von mir bis dahin auch vollauf geteilte Rede von der Bücherflut, die Vorstellung von den lesenden und schreibenden Massen vor Ort keine Entsprechung findet. Ja, es ist, als wäre diese Rede nur Teil eines Buches, eines einzigen nur. Oder sollte ich besser sagen: einer Reihe von Büchern, die hier keiner liest? Denn dass die Menschen vor Ort lesen, steht fest, gleichwohl ich nicht verschweigen will, dass in einem nicht geringen Teil der Häuser, in denen ich Einlass gefunden habe, keinerlei Schriftgut zu sehen war und dass das einzige Buch beim Bauern Hülse dazu diente, ihm das Tischbein zu stützen. Es hervorzuziehen kam mir indes nur kurz, in einem ganz und gar unbedachten Moment in den Sinn, erkannte ich doch sogleich, dass die vor mir stehende Suppe in diesem Fall unweigerlich über den Tellerand laufen und mir die Kleidung verschmutzen würde.

Vor kurzem noch hätte ich über diesen Umgang mit Büchern wie über das allgemeine Leseverhalten geklagt, und gewiss gibt es genug gute

Gründe, dies auch weiterhin zu tun, doch muss ich gestehen, dass mir die Klage, dernach die Stützen des Landes wanken und alle Kultur darniedergeht, inzwischen ein wenig schal geworden ist. Lassen Sie es mich deshalb so sagen: Die Rede von der Bücherflut, die mir recht eigentlich wie eine Angst vor dem Volk, den Massen, erscheint, hat sich vor meinen Augen zu einer Bestürzung über die Leere verkehrt, welche mir nunmehr den Blick freigibt auf das, was da ist.

Ich will deshalb nun versuchen, meine Erinnerungen so getreu als möglich aufzuschreiben, und das heißt: nicht nur berichten, was ich gehört und gesehen, sondern auch, was ich gedacht und gefühlt.

Sie werden in dem Folgenden mithin eine Differenz erkennen zu dem, was ich Ihnen in diesem Punkt bisher geschrieben habe. Um nichts weniger aber, so hoffe ich, werden Sie im Fortgang meines Berichtes bemerken, dass sich diese Differenz verringert hat, ohne dass ich etwas von dem aufgegeben habe, mit dem ich gekommen bin. Oder, um es mit den Worten eines unserer hervorragendsten Dichter zu sagen:

Ich leiht mir eine Seele
und erkannt,
es war die eigene.

Nun denn. Bereits wenige Tage nach meiner Ankunft hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, Charlotte Apitius-Quilting kennenzulernen, eine etwa fünfundsechzigjährige Witwe, die ein Etablissement betreibt, welches offiziell weder vorhanden ist noch einen Namen hat, sich mir aber schon bald als eine jener Leihbüchereien zu erkennen gab, deren geschäftiges Treiben in einem vollendeten Gegensatz zur narkotischen Wirkung ihres Bestandes steht.

Zum Glück war meine Frau an diesem Tag mit mir vor Ort und überdies so freundlich, die Witwe Quilting in eines jener Gespräche zu verwickeln, bei denen sich ein Mann ohne schlechtes Gewissen davonstehlen kann. Ich nutzte die Gelegenheit – es war noch recht früh und außer uns offenbar niemand im Haus –, um mir einen Eindruck von der Bücherei zu verschaffen, obgleich ich mich fragte, ob dies wirklich der richtige Ausdruck sei, schließlich sind die Bücher überall in der Wohnung verteilt, so dass man nicht weiß, ob die Witwe Quilting eine Bibliothek bewohnt

oder ihre drei Zimmer zu einer solchen hat auswachsen lassen. Aber wie dem auch sei, die Bücher jedenfalls standen oder, ich sollte besser sagen *stehen* zwischen Gläsern mit eingekochten Pflaumen und Birnen ebenso wie in Regalen und sämtlichem Mobiliar, liegen in Vitrinen, Wandschränken, Apfelkisten, Weidenkörben und Kommoden, auf Truhen, Ofenbänken und Canapees, ja sie stapeln sich sogar in zwei Zinkbadewannen, die, nebeneinander gestellt und bis über den Rand vollgestopft, wie zwei aus bunten Ziegeln zusammengesetzte Sarkophage aussehen. Andere Bücher dagegen füllen einen kompletten Türrahmen aus oder erheben sich wie die Abstraktionen ferner Gebirge auf Tischen, die keine andere Funktion als die ihnen zugewiesene zu haben scheinen, würde nicht hier und da ein Teller oder eine Tasse stehen und von der Anwesenheit des Alltäglichen kündigen. Gleichwohl, alltäglich ist das, was die Witwe Quilting da um sich versammelt hat, auch so, schließlich finden sich zwischen all den Büchern, von denen nicht eines zu unseren Klassikern gehört, unzählige Heftchen, Einblattdrucke, Zeitschriften, Wochenblätter, Broschüren, Traktate, Kalender, Bilderbogen und noch mehr loses Zeug, welches die Einbildungskraft wie auch die Worte weit übersteigt. Am unfassbarsten aber war, was ich unter dem Treppenabsatz zu sehen bekam. Da saß ein Mann, klein und zusammengekauert, auf einem Bündel Papier, tunkte einen Kanten Brot in eine Tasse Hühnerbrühe und aß und schlürfte alles auf, derweil ich dastand und mir dabei zusah, wie ich ihn anschaute. Noch am selben Abend erfuhr ich von meiner Frau, dass der Mann einer jener Kolporteurs sei, die das Land auf ausgetretenen Sohlen durchmessen, ohne dabei Spuren zu hinterlassen. Zu besagter Stunde aber nahm außer mir offenbar niemand von ihm Notiz, und als ich kurze Zeit später noch einmal nach ihm schaute, war er verschwunden.

In der Zwischenzeit aber hatte mich die Witwe Quilting wieder ins Gespräch gezogen, was nicht zuletzt meiner Frage nach der Systematik ihrer Aufstellung geschuldet war. Ich rechnete nicht mit einer Antwort, doch erhielt ich von ihr eine solche sehr wohl, auch wenn sie mit einer Frage begann, welche überdies an meine Frau gerichtet war, die nicht umhin kam zu antworten. Was mich, so muss ich gestehen, jedoch verwunderte, war ihre Antwort, sollte sie doch eine Sorte von Büchern nennen, irgendeine, die ihr gerade einfiel. Sie sagte: Roman.

Was für einen Roman, fragte die Witwe.

Ein Schauerroman, war ihre Antwort.

Gespenster?

Ja.

Wieviele?

Acht bis zehn.

Dann schauen Sie in das Regal unten links. Falls Sie noch ein paar Leichen dazu haben wollen, dann oben – ist wegen der Kinder. Wenn Sie Scheintote bevorzugen, so nehmen Sie das rechte. In den Kisten dazwischen finden Sie nur einzelne Geister und Gespenster, dafür aber geordnet nach Zeiträumen und Örtlichkeiten (Höhlen, Bergwerke und Gewölbe Kiste eins, Burgen und Schlösser Kiste zwei, alles andere Kiste drei).

Ich fragte mich, was wohl mit einem Gespenst sei, dass in einer Burg *und* in einem Bergwerk spuke, aber da sah ich, wie meine Frau zu einem der Regale lief und die Witwe Quilting mir ihr knochiges Gesicht zuwandte und erklärte, Teufelsaustreibungen seien im Raum nebenan. Ich bedankte mich, wünschte aber etwas Andächtigeres zu lesen, woraufhin sie mir den Weg in einen anderen Raum wies, welcher sich als ein kleiner Stall entpuppte, dessen Wände rundum mit Hasenkäfigen zugestellt waren, in denen sich nichts als Bücher befanden.

In jener Nacht träumte ich, eine ganze Horde von Hasen würde sich gleichzeitig von den Rückwänden der Käfige her durch die dickleibigen Werke fressen, vor meinen Augen die Buchrücken aufkauen und schließlich nach etwas Essbarem verlangen – und ich stehe da und weiß nicht, ob ich ihnen Bücher geben soll oder Möhren.

Doch will ich mich nicht in meinen Träumen verlieren. Als ich zurückkam, waren die Frauen jedenfalls ernstlich in ein Gespräch über Romane vertieft, in welches ich mich nun doch einzumischen gedachte, wobei ich die Witwe Quilting fragte, ob sie mit der Auswahl ihrer Werke nicht die Lesesucht fördere. Sie schien meine Frage nicht gehört zu haben und redete weiter mit meiner Frau, schwenkte dann aber zu mir und zischelte, allein das Wort sei eine Beleidigung. Ich glaubte, einen wunden Punkt getroffen zu haben und schaute zu meiner Frau, doch entwürdigte sie mich sogleich meines Blickes und blätterte in einem der liederlichen Romane. Die Witwe Quilting aber redete sich jetzt richtig in Rage und erklärte, dass es so etwas wie Lesesucht gar nicht gäbe, dies vielmehr ein Begriff sei, welcher von einigen Herrschaften erfunden worden wäre, um die Men-

schen von dem abzuhalten, was ihnen eines Tages tatsächlich nützlich sein könnte, von besagten Herrschaften aber seit jeher als unnütz verschrien werde, denn die einzige Lektüre, die diese kennen, seien Kriegskunst und Kameralistik. Die lesenden Weiber aber höhne man nur deshalb der Wirklichkeitsverzärtelung, weil man in Wahrheit Angst habe, dass sie die Wirklichkeit durch die Lektüre modischer Romane und Blätter überhaupt erst erkennen und die Ränkeschmiede durchschauen. Das viele Lesen sei also mitnichten eine bloße Unterhaltung und erst recht keine Sucht, welche es zu bekämpfen gelte, sondern eine notwendige Maßlosigkeit gegen die Anmaßungen einiger Herren (sie sprach immer wieder von Herren und Herrschaften). Ja, sie verstieg sich sogar zu der These, die Vielleserei der Weiber sei das Pendant zum Masturbationsverhalten der Männer, und sie wisse von einigen, bei denen die beiden Enden dieses Vergleichs miteinander in direkter Verbindung ständen.

Damit war für die Witwe Quilting alles gesagt, und noch bevor ich zu einer Erwiderung anheben konnte, klappte meine Frau ihr schändliches Buch zu und blickte mich eindringlich an. Und ich sah, dass um uns herum Menschen standen.

Einer von ihnen war Thaddeus, welcher der Sohn des Kirchendieners ist und diesem gelegentlich auf dem Friedhof hilft, besonders dann, wenn es darum geht, »einen runterzulassen«, wie sie das hier nennen. Thaddeus nun schien von unserer Unterhaltung nicht im geringsten beeindruckt oder gar verwirrt und fragte stattdessen freiraus nach einem Roman, in dem eine schein tote Frau wieder zum Leben erwacht. Die Witwe Quilting blätterte sogleich ihren Fragenkatalog runter. (Wie alt die Frau sein solle? Ob er möchte, dass sie erst im Grab oder schon kurz davor erwache? Wenn vorher, ob er den Zufall, einen diebischen Totengräber, stolpernde Sargträger oder sonst einen Glücks- oder Unglücksfall bevorzuge und so weiter.) So ging das in einem fort, und nachdem Thaddeus versorgt und mit einem Buch unterm Arm glücklich nach Hause getrottet war, trat die Witwe Quilting wieder zu mir und bat mich, doch einmal in der Pfarrbibliothek nachzusehen, ob sich darin nicht noch der ein oder andere Band »der beliebten Nicodiana-Reihe« befände. Ich wollte ihr Ansinnen sogleich ausschlagen, doch dann besann ich mich eines besseren und willigte ein, um kommenden Besuchern nicht glauben zu machen, dass ich es sei, der derartigen Unfug lese. (Ich habe am nächsten Tag in der Tat

drei Bände gefunden und sie, ohne einen Blick hineinzuworfen, anstands-
gemäßlos zurückgegeben. Dass mir die Witwe Quintus im Gegenzug drei
Heftchen »für die Frau Gemahlin« mitgab, konnte ich freilich nicht ah-
nen, ebensowenig (sie waren verpackt), dass es sich dabei um die »herz-
erweichende Trilogie einer zartfühlenden jungen Frau« handelte, die sich
bei näherem Hinschauen als eine jener gelangweilten Gräfinnen entpupp-
te, die phantasievoll genug sind, ihre Romane »Goldesel«, »Goldelse« und
»Goldlese« zu nennen. (Von nämlicher Verfasserin finden sich, man traut
sich's kaum zu sagen, noch vier weitere Werke in der Bibliothek, als da
wären: »Die Räuberin«, »Die Tochter der Räuberin«, »Die Räuberinnen«
und »Die Töchter der Räuberinnen«.)

Doch will ich mich nicht weiter in diesen Dingen ergehen und statt-
dessen von einer anderen Begebenheit dieses Tages berichten, schließlich
hatte mir die Witwe Quilting mitgeteilt, dass ihre Tochter mitsamt ih-
rem Manne und den drei Kindern die obere Etage des Hauses bewohne,
das – und dies schien mir der eigentliche Grund ihrer Rede – vor fast
zweihundert Jahren auf einer ausgetrockneten Senkgrube erbaut worden
sei. Ich wusste ihre Worte nicht recht zu deuten, warf einen Blick auf die
Bücher, empfand Widerstreitendes und empfahl mich, der Familie einen
kurzen Besuch abzustatten. Zu meiner Enttäuschung stellte ich fest, dass
außer den Kindern niemand zu Hause war. Ich wollte schon wieder ge-
hen, da fielen mir all die verderblichen Schriften ein, und dass sie bereits
die Treppe erreicht hatten, die der Familie den Zugang zu ihrer Wohnung
sicherte – und plötzlich war mir, als kämen die Bücher heraufgekrochen,
langsam, Stufe für Stufe, wie ein lahmes Tier. Ich blieb also am Trep-
penabsatz stehen, wandte mich an die Kinder und fragte, welche Büchlein
sie denn am liebsten lesen. Sie hörten augenblicklich auf, sich zu strei-
ten und starrten mich an, als hätte ich etwas Ungehöriges gesagt. Mir
war bei der ganzen Sache nicht wohl, und so fragte ich die drei, ob sie
schon einmal von »Herzblättchen's Zeitvertreib« gehört hätten, schließ-
lich sei dies eine ganz vorzügliche »Unterhaltung für kleine Knaben und
Mädchen zur Herzenbildung und Entwicklung der Begriffe«. Der Junge
zeigte mir daraufhin einen Vogel und ging, indes ich nicht aufgeben woll-
te und die beiden Mädchen, welche etwa vierzehn Jahre alt sind, frag-
te, ob ihre Bibliothek denn das »Töchter-Album« enthalte, wüsste ich
doch, dass sich darin die herrlichsten »Unterhaltungen im häuslichen

Kreise zur Bildung des Verstandes und des Gemüts der heranwachsenden weiblichen Jugend« befinden. (Zwar hatte ich besagtes Werk niemals gelesen, gleichwohl viel Löbliches darüber gehört und mir den Namen des Jahrbuchs notiert, woran man sieht, dass die vollständige Titelaufnahme wie überhaupt das fortdauernde Bibliographieren durchaus einen praktischen Nutzen hat, auch wenn selbiger im vorliegenden Fall eher gering war.) Die Mädchen schüttelten jedenfalls stumm mit den Köpfen (sie taten es überdies seltsam kurz, jede von beiden nur einmal zur Seite und wieder zurück, wodurch es einen Moment lang aussah, als schauten sie sich an). Zum Glück beendete die eine alsgleich ihr Schweigen und teilte mir in einem etwas hochtrabenden Tone mit, sie besitze nur Allbücher, was mir zunächst nach Sternenguckerei klang, sich aber sogleich als eine Sammlung von Lexika entpuppte, deren Eignung für die weibliche Jugend ich still, dafür aber umso entschiedener in Abrede stellte, indes mir der plötzlich hinter einem Vorhang auftauchende Junge ein Buch überreichte, das sich zu meiner nicht geringen Überraschung als »Journal für Kinderkrankheiten« entpuppte, worin von einem Knaben berichtet wurde, der sich bei seinen Schwestern mit Scharlach angesteckt hatte. Ich musterte den Jungen, konnte aber keine Anzeichen von Scharlach entdecken. Daraufhin schnappte er sich das Buch, ging und kehrte mit einem anderen zurück, das er mir aufgeschlagen in die Hände drückte, entschlossen auf eine Stelle im Text zeigte und anschließend mit derselben Bestimmtheit auf seine Schwestern wies. Wie ich feststellte, handelte es sich um das »Archiv für medizinische Erfahrung«, wobei die Ausgabe fast vierzig Jahre alt war. (Ich habe weder Zeit noch Mühen gescheut und mir das betreffende Werk noch einmal besorgt. Sie mögen dies, zu Ihrer wie zu meiner eigenen Versicherung, ebenso tun und die entsprechende Stelle nachschlagen. Sie finden sie auf Seite 630 des einundfünfzigsten Bandes.) Ich erinnere mich, dass ich den Jungen anschaute, verwundert, gewiss, doch sagte er kein Wort, nickte stattdessen nur mit dem Kopf. Es schien mir wie eine Aufforderung. Und weil ich nicht wusste, was ich tun sollte, las ich. Lautlos, zum Glück.

»So wie die modifizierten Pocken von Ansteckung entstehen, so bringen sie auch wiederum Ansteckung hervor. Ausserdem dass mehrere früher vaccinierte Kinder, deren Geschwister an modificirten Pocken litten in der Folge gleichfalls von modificirten Pocken befallen, und höchst wahr-

scheinlich von jenen angesteckt wurden, ist mir auch der unzweideutige Fall vorgekommen, wo ein früher geimpft sein sollender junger Mensch von 14 Jahren, der nicht in dem väterlichen Hause lebte, aber zur Zeit als seine beiden Schwestern an modificirten Pocken litten, besuchsweise in demselben übernachtete, von den wahren Pocken befallen wurde. Seine Schwestern hatten aus Muthwillen ihre Blatter-Gesichter an dem seinigen abgerieben, damit, wie sie sagten, auch er die Blattern bekommen möchte. Diess geschah den 2ten März, den 7ten erkrankte der junge Mensch, er bekam nicht nur die wahren, sondern auch sehr viele und zusammenfließende Pocken, woran er auch starb ...«

Als ich die Treppe hinabtaumelte, hörte ich, wie das bis dahin ganz und gar schweigsame Mädchen plötzlich rief: »Ich will gemein sein.« Dann flogen die Bücher.

Am darauffolgenden Tag, ich hatte die Sache im Grunde schon wieder vergessen (eine, wie ich jetzt erkenne, frühe Wirkung der mitunter militanten Gelassenheit vor Ort, welche mir, um diesen neueren Begriff zu gebrauchen, vor wenigen Wochen noch gänzlich *unbewusst* war, stellten sich mir die Ereignisse – nicht nur hinsichtlich des lokalen Lektüreverhaltens – doch ganz gegensätzlich, d. h. als wilde und nicht selten chaotische Abfolge dar), am darauffolgenden Tag also begab ich mich, nachdem mir der Wirt versichert hatte, dass mein Brief an Sie tatsächlich abgegangen war, zur Pfarrbibliothek, um nach den verderblichen Bänden zu suchen und diese sogleich zu entfernen, wurde aber auf halbem Wege in eines jener Gartenzaungespräche verwickelt, bei denen man sich – wiewohl immer erst im Nachhinein – fragt, ob die hiesigen Einfriedungen statt zur Grenzziehung nicht vornehmlich zur Kontaktaufnahme dienen, zumal die Zahl der fehlenden Latten die der im Zaunsfeld vorhandenen mitunter weit übersteigt, was freilich keinen zu stören, ja nicht einmal aufzufallen scheint. (Es ist anzunehmen, dass einzig der totale Zusammenbruch eines Zaunes an dieser seltsamen Form paradiesischer Adiaphorie etwas ändern könnte, obgleich der Wiederaufbau gewiss nichts anderes wäre als ein Grund, neue Konversationen zu beginnen. Wobei, es könnte auch sein, dass die betreffenden Zäune vor Ort gar nicht verfallen, sondern einfach nur nicht fertiggebaut sind – und auch nie fertiggebaut werden. Eine Logik, bei der mir, so muss ich gestehen, ein wenig unwohl wird, auch wenn meine Deutung damit gewiss nicht ins Wanken gerät.) Aber wie

dem auch sei, ich verfieng mich jedenfalls in den über den Zaun geworfenen Worten und betrat, ehe ich mich versah, jenes Haus, das ich, wie mir erst jetzt auffiel, vor gerade einmal zwei Tagen verlassen hatte, herausgeleitet von jener fürchterlichen Frau, die mich nun hereinzog, als sei die Zeit nichts als eine Kette von Ereignissen, die man nach Belieben vor- und zurückdrehen könne. Sogar die Männer, welche ehemals vor mir das Haus verlassen hatten, waren wieder da, nur dass es statt derer drei diesmal nur zwei waren, die in der Stube saßen, was mir in Anbetracht der Zeit wie ein kleines Glück erschien, zumal mich die beiden auf das Freundlichste begrüßten. Gleichwohl: Ihre Anteilnahme hatte einen Grund, war weniger das Resultat einer Ein- als das einer Zwietracht, brauchten sie doch einen, wie sie es nannten, *Schiedsrichter* für ihre Diskussion (die sie, wie ich inzwischen weiß, tagtäglich zu führen pflegen). Ich versuchte abzulehnen, da fragten sie mich, ob ich vielleicht wahnsinnig sei. Ich sagte natürlich nein. Taub? Wohl kaum. Stumm? Keineswegs! Mit einem der beiden in einer Partei? Mitnichten! Gut, sagte da der eine, dann sind Sie ab jetzt unser Schiedsrichter, derweil der andere hinzufügte, minderjährig oder eine Frau werde ich ja wohl kaum sein. Die Frau schien das gehört zu haben, jedenfalls kam sie ins Zimmer geeilt und nannte die beiden »Parteiläufer des Primitivismus«, was den einen zu begrifflicher Spezifizierung (»Anarcho-Primitivismus«) und den anderen (offenbar aus ebendiesem Grunde) zur Ablehnung der gesamten Bezeichnung trieb, womit die Sache geklärt schien. Auf meine anschließende und, wie ich hinzufügen möchte, aus einer gewissen Not heraus geborene Frage, worum es in ihrer Diskussion denn gehe, antworteten die beiden jedenfalls, das könne, solle, müsse *ich* entscheiden, was meine Lage nicht eben verbesserte, und während die beiden gespannt darauf warteten, wie das Spiel denn nun heiße und wann es beginne, erinnerte ich mich allein an die Bücher, derentwegen ich mich auf den Weg gemacht hatte, und fragte, mich im Bewusstsein meiner Not der Hoffnung auf Beschreibung des Unbekannten entbindend, ob sie denn »die beliebte Nicodiana-Reihe« kennen.

Ich hätte genausogut in ein Wespennest stechen können.

Beliebt sei sie nur bei den Belebten, deklamierte der eine, und ich fürchtete schon, dass er der Dichterei zuneigen würde. Welch Glück, dass das unselige Weib wenigstens in diesem einen Punkte Recht hatte und sich ihr Gatte hinsichtlich des poetischen Ausdrucks tatsächlich als Par-

teigänger des Primitivismus erwies, fügte er doch hinzu, gemeint seien die Damen und Herren der oberen Klasse, die Ausbeuter und Eigentums-menschen. Nicht nur bei denen sei sie beliebt, befand da der andere, auch die Entlebten liebten sie, die Sklaven und Diener.

Alle lieben Nicodiana, kam es von draußen irgendwoher – und ich wusste nicht, ob ich einschreiten sollte oder ob dies bereits Teil des Spieles war, ja, ob das hier überhaupt noch ein Spiel war, so es denn je ein solches gewesen, und wenn ja, welches, und was für eine Rolle ich darin spielte. Oder war ich gar nicht dabei, stand ich vielleicht irgendwo dazwischen, war gar außen vor? Aber teilte ich nicht ihre Ansicht, Bücher wie diese seien verderbliches Weibergeschwätz, ein Mittel zur Lähmung des Herzens wie eines zur Erschlaffung des Geists. Verdummen, vertieren, so hört ich sie streiten. Entmannen, kam's von außen hinzu. Doch fuhren sie fort, und ich hörte und hörte nicht auf. So ging's dahin, ohne dass ich auch nur das Geringste erfuhr von Nicodiana, die halbseits beliebt, und noch jetzt kling't mir in den Ohren – einszwei drei, einszwei drei, einszwei drei. Dann aber verstummten sie und schauten mich an, und mein Abgang war ihr Ergebnis. Die beiden nahmen's, wie ich später hörte, als stumme Empfehlung.

Ich aber ging meiner Wege, fand die Bücher und ein paar Tage später um nichts weniger heraus, dass sich, entgegen der geläufigen Annahme, wiewohl in Übereinstimmung mit den Umständen vor Ort, weder Arzt noch Lehrer hier ein Zubrot als populäre Schriftsteller verdienen. Ja, selbst Pfarrer Unger verfasste, im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen auf dem Land, in all den Jahren kein einziges Stück Literatur. (Ich muss Sie freilich darüber in Kenntnis setzen, dass ich außer den drei Nicodiana-Bänden noch eine Reihe weiterer Schriften in der Pfarrbibliothek fand, über deren erbaulichen Charakter sich gewiss streiten ließe, doch vermag ich dazu keine weiteren Angaben zu machen als dass ich die Bücher, gleichwohl sie nicht aus dem Etablissement der Witwe Quilting stammten, selbiger zum freien Gebrauch überlassen habe, was allerdings dazu geführt hat, dass nun in jedem mein Name mitsamt einer Danksagung steht. Ich erzähle Ihnen das, damit Sie, sollten Sie je mit einem solchen Werk in Berührung kommen, keinen falschen Eindruck erhalten.)

Was indes die Schule betrifft, so habe ich dazu bereits das Nötigste gesagt und will an dieser Stelle lediglich anfügen, dass zwar nicht vie-

le, aber immerhin einige Evangelien-, Andachts- und Erbauungsbücher vorhanden sind, auch wenn die Werke der Realienkunde jene der Religionserziehung der Zahl nach gewiss übersteigen. Das allgemeine Lesebuch ist dagegen nicht in Gebrauch, obwohl davon mindestens ein Stück vorhanden ist. Der Lehrer begründete dies mit den Worten, dass die darin enthaltene Chrestomathie seinen Vorstellungen von dem, was und wie die Kinder lernen sollten, in fast allen Punkten widerspreche und er darüber hinaus den Eindruck habe, das Buch sei das Werk von Leuten, für die die Liebe zur Heimat nur in Form der Nation existiere, und zwar so sehr, dass sie sich eine andere gar nicht mehr vorzustellen vermögen. Für ihn aber sei die Liebe zur Heimat kleiner und größer zugleich.

Ich hielt diese Äußerung zunächst für das Resultat einer übermäßigen Lektüre phantastischer Geschichten, von denen es, wie ich gesehen hatte, in den Räumen der Witwe Quilting nur so wimmelt und die oft genug von Ländern handeln, deren genauer Platz auf der Landkarte aufs höchste umstritten ist (so es einen solchen denn überhaupt gibt), doch erfuhr ich schon bald, dass **Albert** der Lehrer die Bibliothek nie betritt und im Gegensatz zu manch anderem auch sonst keine Vorliebe fürs Exotische hegt, seien es nun Reiseberichte, Himmelsbriefe, Traumdeutungen oder politische Schriften sozialutopischen Gehalts. Schließlich kamen noch die Bilderbögen als Quelle seiner Ansichten in Frage, nicht zuletzt deshalb, da sie in Zahl wie in Variation ihrer Motive beständig zu wachsen scheinen, so dass man – wenn überhaupt – statt von einer Bücher- besser von einer Bilderschwemme reden sollte, doch scheint der Lehrer auch dieser gegenüber immun, was gewiss nicht für alle hier gilt. Doch dazu gleich mehr. Zuvor will ich, der Reihenfolge meiner Besuche folgend, noch kurz von meinem Aufenthalt auf dem örtlichen Rittergute berichten, wobei ich mir eine Beschreibung des Hauses erspare, korrespondiert es doch auf eine geradezu erschreckende Art und Weise mit dem Zustand seiner Bücher. Zwar fand ich dort endlich einmal ein paar rechte Klassiker, ja im Grunde eine ganze Sammlung davon, doch waren die Bücher ausnahmslos in einem erbärmlichem Zustand. Abgestellt in zwei Koffern, in einem kahlen, dunklen Raume in der untersten Etage des Haupthauses, hatten nicht wenige von ihnen bereits Feuchtigkeit gezogen, wellten und warfen sich auf oder waren gar schon verschimmelt. Andere wiederum fielen schlicht auseinander, verstreuten ihre Blätter in den zerschlissenen

Koffern und verströmten dabei einen Geruch, der es mir ganz und gar unmöglich machte, mich ihnen länger zu widmen.

Ich verließ diesen sich in seiner eigenen Vergangenheit auflösenden Ort deshalb sogleich wieder und traf, die frische Luft wie ein aus tiefem Wasser Geretteter in mich saugend, auf den schon mehrfach erwähnten Herrn Universalius, dessen richtiger Name gewiss ein anderer, jedoch weder mir, noch, so scheint es zumindest, sonst einem hier bekannt ist, wie überhaupt der ganze Mann ein rechtes Rätsel ist, so dass ich nicht mehr zu sagen weiß, als dass er – angeblich – eine eigene Bibliothek besitzt, die zu besuchen freilich keinem der Parochianen in den Sinn käme, was selbige allerdings nicht davon abhält, sich die legendärsten Geschichten darüber zu erzählen, etwa die, dass Universalius sämtliche Werke in dem angeblich riesigen, mit Büchern von oben bis unten vollgestellten Raume selbst verfasst hat, gleichwohl von jedem Buch nur ein einziges Exemplar darin vorhanden ist. Dass dies ein ausgemachter Unsinn ist, bedarf gewiss keines Beweises, auch wenn ich zugeben muss, dass allein seine (mir bekannten) Schriften zur Theologie an Zahl und Umfang so groß sind, dass sie noch dem populärsten Allerweltsschreiber zur Ehre reichen würden. Nun, auf einen solchen traf ich dann auch, d. h. er wurde mir vorgelegt, und zwar von einem Manne, der – mutterseelenallein bis auf ein paar Tiere – in direkter Nachbarschaft zu Universalius' Grundstück in einem halbverfallenen Gehöft haust und sich mir als Nasen-Theo vorstellte, was, so fügte er, ohne dass ich danach gefragt hätte, hinzu, darauf zurückzuführen sei, dass ihm sein »Zinken bei einer Kneipenschlägerei aus dem Gesicht gefallen« sei, »und zwar komplett«, woraufhin ihm Universalius einen aus Holz gebaut habe. Sein Angebot, den »Gesichtserker« mal in die Hand zu nehmen, schlug ich aus, woraufhin er mich – vollkommen grundlos – fragte, ob ich denn lesen könne. Ich bejahte, sagte »natürlich« – und hatte plötzlich Papier in den Händen, derweil ein Schwein an mir vorbeilief, das einen Wagen voller Heftchen und Bücher hinter sich herzog, gerade so, als sei es eine fahrende Bibliothek. »Muss noch duschen«, sagte Theo, nahm seine Nase ab und zeigte auf das Ende eines Schlauchs, der über unseren Köpfen aus der hölzernen Scheunenwand hing. »Aber erst vorlesen.«

Ich sah ihn an, sah das vollkommen verdreckte Schwein hinter seinem Rücken von dannen ziehen – und fing an zu lesen. Ich glaube, es war die

Geschichte von der schönen Melone und dem wandernden Ritter Peter mit dem silbernen Schlüssel. Als ich damit fertig war, kam das Schwein gerade wieder zurück. Theo weinte. Ich gab ihm das Heftchen und ging.

Vielleicht waren es die überall herumliegenden Steinhaufen, Dachziegel und Balken, vielleicht auch der Blick auf das Rittergut, das sich, vom Gegenlicht zu einem fest-leuchtenden Block gefügt, hinter dem zusammengebrochenen Dach der Scheune erhob, als sei es über jedweden Verfall erhaben, jedenfalls tauchten, kaum dass ich den Hof hinter mir gelassen hatte, mit einem Male die Kirchtrümmer vor mir auf – und mir wurde klar, warum ich hier war und dass ich meinen Auftrag noch nicht erfüllt hatte. Zum Glück war vor mir ein Gartenzaun, und so fand ich mich schon bald in der Küche eines Mannes namens Hilarius wieder, welcher, wie ich sogleich bemerkte, alles andere als ein Heiliger, vielmehr ein Schmutzfink von allerrohestem Gemüt ist und meine (möglicherweise ein wenig zu offen formulierte) Frage nach Erbauungsbüchern sogleich damit beantwortete, dass er die Schublade seines Tisches aufzog und etwas hervorkramte, das er »Erbauungsbilder« nannte, wobei er schamlos genug war hinzuzufügen, dass sich bei ihm »so einiges aufbaue«, wenn er auch nur einen Blick darauf werfe. Ich suchte nach Worten, um meiner Entrüstung Ausdruck zu geben, doch fand ich keine, sah stattdessen nur ein hölzernes Pferd, darauf der Ritter Peter saß mit der schönen Melone. Zu meinem Glück klopfte es in diesem Moment an der Tür, und ich konnte mich anerbieten nachzuschauen, wer Einlass begehrte, wobei ich die Gelegenheit nutzte, um über die Schwelle zu treten und mich zu empfehlen. (Nebenbei bemerkt war es die Frau des Gärtners Bary, die einzutreten wünschte und dies, ohne sich lange an der Tür aufzuhalten, auch tat, so dass mir ob der noch immer auf dem Tisch liegenden Bilderbögen ganz schwindelig wurde und ich froh war, draußen zu sein.) Ich überlegte noch kurz, ins »Fritznest« zu gehen und dem Wirt einen Besuch abzustatten, doch stand mir der Sinn kein bisschen danach, und vielleicht ahnte ich auch schon, dass ihm die schmierige Schiefertafel mit den Angeboten die einzige Lektüre ist, und so drehte ich mich um und ging runter zum Fluss und setzte über und lief an den Kirchtrümmern vorbei den kleinen Hang zum Gasthof hinauf, als ginge ich nach Hause, als wäre ich diesen Weg schon immer gegangen, an dessen Ende ein Zimmer auf mich wartet, darin ein Fenster, vom dem aus ich über das Land schauen und nachdenken



und in dem Buch blättern kann, das man mir, wie ich an meinem ersten Tage glaubte, aus bösen Stücken in die Kammer gelegt.

Da wollt ich steigen,
Zu allen Tiefen
Mich niederneigen.
Das Nah und Ferne
Wollt ich erkünden,
Geheimste Wunder
Wollt ich ergründen.
Gewaltig Sehnen,
Unendlich Schweifen,
Im ewgen Streben
Ein Nieergreifen –
Das war mein Leben.

Und jetzt, jetzt sind mir diese Zeilen fast wie eine Beruhigung.